

**ICH BIN
VINCENT
UND ICH
HABE KEINE
ANGST**





Enne Koens

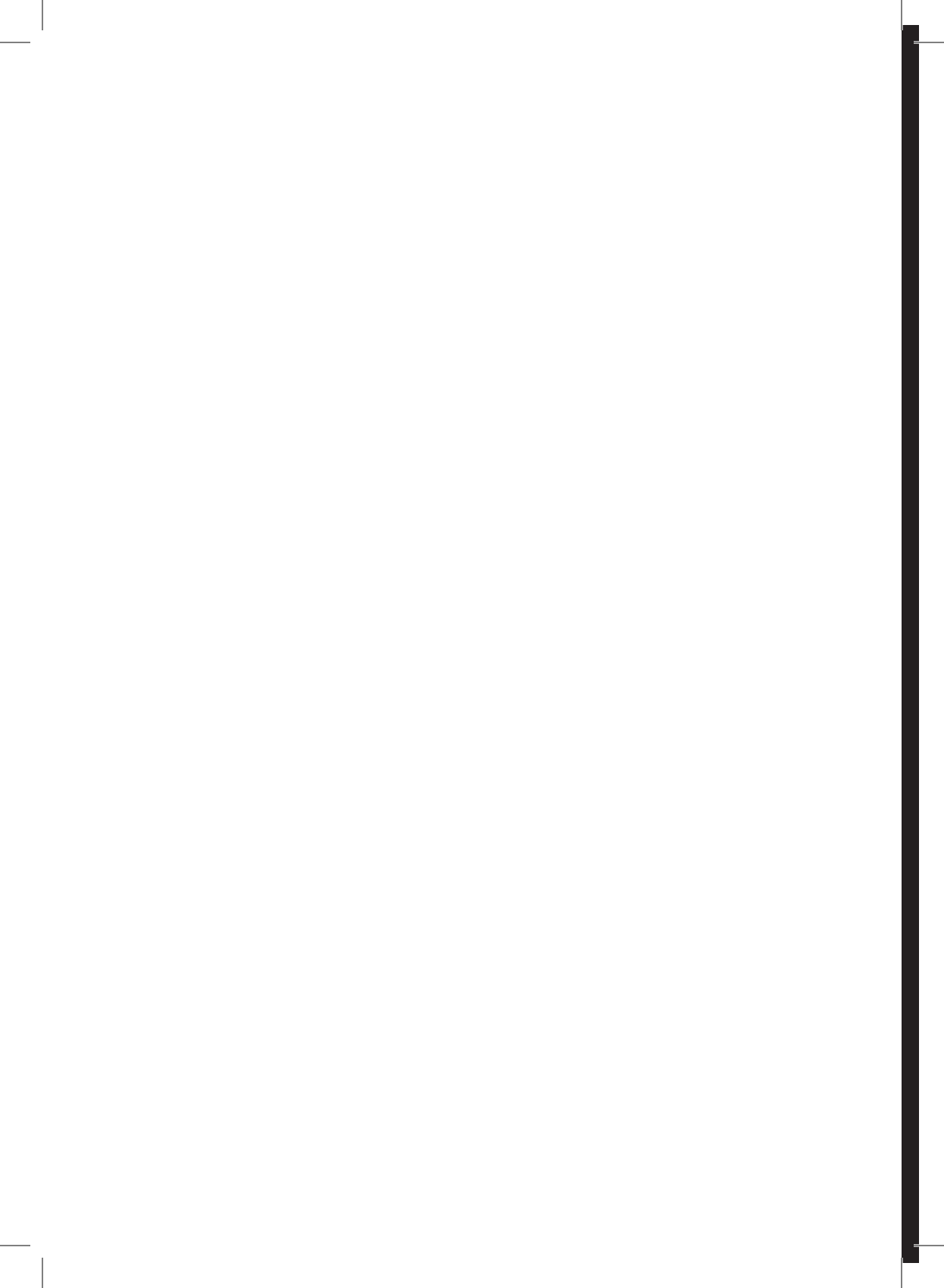
ICH BIN
VINCENT
UND ICH
HABE KEINE
ANGST

Mit Illustrationen von Maartje Kuiper

Aus dem Niederländischen
von Andrea Kluitmann



GERSTENBERG





Es ist dunkel.

So dunkel, dass ich mich selbst nicht mal sehen kann. Ich bin irgendwo mitten im Wald. Ich sitze auf dem Boden und unter mir spüre ich kalte Steinchen.

Der Wald ist voller Geräusche. Ganz in der Nähe höre ich Wasser strömen. Geraschel. Knackende Zweige. Den Wind, der von ganz weit her über die Baumkronen herangerollt kommt. Näher und immer näher. Lauter und lauter, und dann stürmt er über mich hinweg, wie eine Welle, die sich in der Brandung überschlägt. Kurz darauf ein Schrei, vielleicht von einem Vogel oder einem Fuchs.

Mit gespitzten Ohren lausche ich allen Geräuschen. Ich warte angespannt, jederzeit bereit, wieder aufzuspringen und weiterzurennen. Obwohl ich keine Ahnung habe, wohin. Ich schnappe nach Luft, als wäre ich zu lange unter Wasser geblieben, und ich glaube, irgendwo tut mir was weh. Ich spähe zu allen Seiten, dabei weiß ich ja, dass es sinnlos ist. Wenn hier Menschen in der Nähe sind, sehen sie hoffentlich genauso wenig wie ich.

Aus der Ferne höre ich den Wind wieder tief Luft holen und eine Weile später bläst er über mich hinweg.

Auf meiner Flucht hierher bin ich über Äste gestolpert und in Kühlen gefallen. Meine Sachen sind durchmässt von dem Laub und den Farnblättern, die gegen mich schlugen, meine Hände sind völlig zerschrammt.

Ich bin allein, und wenn ich ehrlich bin: Ich habe Angst. Also rede ich mit mir selbst. Ich flüstere im Dunkeln: „Ich bin Vincent. Ich bin elf Jahre alt. Ich habe einen Vater und eine Mutter. Ich wohne in Rotterdam. Ich bin Vincent. Elf Jahre. Ich gehe in die fünfte Klasse.“ Ich rede weiter mit mir selbst, weil es hilft. Es ist gut, eine Stimme zu hören, und wenn es nur die eigene ist. Einen Moment lang fühle ich mich weniger allein.

Suchen sie mich? Sind sie in der Nähe?

Wieder fange ich an, vor mich hin zu flüstern. „Ich bin Vincent. Ich bin elf Jahre alt und ich habe ein Buch übers Überleben in der Natur gelesen. Ich bin Vincent. Mein Lieblingstier ist das Eichhörnchen. Ich bin elf Jahre alt. In meinem Zimmer hängt ein Spiderman-Poster. Ich bin Vincent und ich habe keine Angst, habe keine Angst, habe keine Angst.“

Ich lege mich auf den Rücken und schaue nach oben. Ich sperre die Augen so weit auf, wie es nur geht, aber es bleibt dunkel. Ich warte. Die Steinchen bohren sich in meinen Rücken. Noch nie hatte ich so ein holpriges und kaltes Lager. Mein Bett zu Hause ist superweich, ich schlafe unter einer Spiderman-Bettdecke. Zu Hause. Ganz kurz denke ich an meinen Vater und meine Mutter und unser Haus an der Avenue Concordia.

War es wirklich nötig wegzulaufen?

Wenn es dunkel ist, kann man sich kaum vorstellen, dass es wieder hell wird, genau wie man sich oft nicht vorstellen kann, wieder gesund zu werden, wenn man mit Grippe auf dem Sofa liegt. „Ich bin Vincent, ich bin elf

Jahre alt und ich bin sehr gut im Überleben“, flüstere ich. Ich wiederhole es über hundert Mal.

Schließlich wird es hell. Es ist, als würde jemand ganz langsam die Vorhänge aufziehen. Die Umriss der Bäume tauchen auf. Die Blätter sind schwarz, dahinter der sich immer heller färbende Himmel. Und dann heben die Vögel zu einem Pfeifkonzert an, so schrill wie ich es noch nie gehört habe.

Überall zwischen den Sträuchern raschelt und rauscht es. Grillen, Schmetterlinge, Hirsche und Schweine – alles, was da in Kuhlen, Höhlen oder unter der Erde kreucht und fleucht, wacht auf. Ich sehe einen Bach. Nebel schwebt über dem Wasser.

Ein Kieselstrand. Vorsichtig stelle ich mich hin. Mit beiden Händen schöpfe ich Wasser aus dem Bach und trinke.

Wie spät es wohl sein mag? Sechs Uhr?

Der Wald riecht nach faulen Blättern und feuchten Steinen. Überall ist es grün.

Wo soll ich hin? Bis zum Waldrand wird es ein mehrtägiger Fußmarsch sein, jedenfalls wenn ich in die richtige Richtung und immer geradeaus gehe. Ja, wenn. Wenn ich unterwegs nicht vor Hunger und Durst umkomme. Wenn ich mir nicht etwas verstauche oder mich verletze und nicht mehr weitergehen kann. Wenn ich nicht aus Versehen giftige Beeren esse und an meinem eigenen Erbrochenen erstickte. Wenn sie mich nicht erwischen.





EINE WOCHE VORHER

NOCH
7 TAGE
BIS ZUR
KLASSEN-
FAHRT

*Das Problem ist in der Regel nicht, dass es kein Wasser gibt,
sondern wie man es transportiert ...*



Hast du kein Wasser zur Hand? Dann wirst du von Regenwasser, Tau oder Kondenswasser leben müssen.

Grabe ein kleines Loch und breite eine aufgeschnittene Plastiktüte darin aus. Das Wasser, das auf dem Plastik landet, fließt zur Mitte, wo das Loch am tiefsten ist.

Man kann auch Wasser von Bäumen „abzapfen“. Knote dazu einen Plastikbeutel um einen stark belaubten Ast. Durch die Verdunstung der Blätter sammelt sich im Beutel nach einer Weile ein wenig Wasser.





Vorbereitungen

Es ist ein ganz normaler Tag. Sogar Frau Teich langweilt sich furchtbar, glaube ich. Noch sieben Tage bis zur Klassenfahrt und wir sind mit den Vorbereitungen zugange. Wir singen Lieder über die Hügel und Täler und über die Nachtigall und den schwarzen Mann, der einen holen wird. Wir denken darüber nach, wie wir uns bei der Schnitzeljagd verkleiden. Mit „wir“ meine ich meine Klasse. Ich tue nur so.

Ich schaffe es, während der großen Pause drinnen bleiben zu dürfen. Ich sage, ich hätte mir den großen Zeh gebrochen. Ich hinke zu Frau Teich und erzähle ihr, was gestern Nachmittag passiert ist. Mein Kindermädchen hat einen Topf auf meinen Zeh fallen lassen und wir sind zur Notaufnahme gefahren. Das stimmt natürlich alles nicht. Heute Morgen, als meine Eltern noch schliefen, habe ich mir den Zeh verbunden, und das sieht superecht aus, weil ich das nämlich sehr gut kann.

Meine Mitschüler drängeln sich aus dem Klassenzimmer und ziehen sich die Jacken an. Ihre Schreie und ihr Lachen werden leiser, als sie im Treppenhaus sind. Frau Teich mustert meinen Zeh. Ich kann an

ihrem Gesicht sehen, dass sie es glaubt. Sie fragt, ob ich bitte den Pflanzen in der Pause Wasser geben könnte, und geht ins Lehrerzimmer. Ich schaue aus dem Fenster und sehe die anderen spielen.

Sie spielen Fangen auf den quadratischen Platten. Ich gieße die Pflanzen und starre durch die hohen Fenster nach draußen. Ich kann weit schauen. Über den Häusern sehe ich die Wolken vorüberziehen. Der weiße Himmel färbt sich allmählich grau; bald wird es Regen geben. Immer, wenn ich in der Schule bin, habe ich das Gefühl, überall wäre es schöner als hier. Ich wäre lieber an jedem beliebigen anderen Ort auf der Welt statt ausgerechnet hier. Und dann fange ich an zu träumen. Ich weiß nicht, ob du das auch kannst, aber ich kann mit offenen Augen träumen.

In meinem Traum laufe ich barfuß durch nasses Gras. Der Wind spielt mit meinen Haaren und die Sonne scheint mir aufs Gesicht. Ich sehe ein Eichhörnchen, das von Baum zu Baum hüpf, ein Fohlen springt auf staksigen Beinen herum, ein dicker Wurm steckt den Kopf aus einem Erdloch und auf einem schmalen Grashalm blinkt ein kleiner Käfer. In meinem Traum kann ich mit Tieren sprechen und ich verstehe alles, was sie sagen. Der kleine Käfer klagt über die Steine, die im Weg liegen.

„Das sind doch nur Kiesel“, sage ich lachend.

„Aber für mich sind das Berge, ja!“

Und das Fohlen fragt: „Wie nennt man einen Käfer ohne Beine?“ Ich zucke die Schultern. Der Wurm auch, jedenfalls würde man das sehen, wenn man ihn ganz aus der Nähe betrachten würde.

„Keine Ahnung“, sage ich.

„Es ist schnurzpiegegal, wie du ihn nennst, er kommt ja doch nicht,

wenn du ihn rufst!“, wiehert das Fohlen triumphierend. Das Eichhörnchen lacht laut.

„Haha, superlustig“, sage ich zu dem Fohlen, obwohl ich den Witz ziemlich schwach finde.

Und dann höre ich die anderen wieder im Gang. Viel zu früh, finde ich. Die Mädchen umschwirren eine Erstklässlerin mit Zöpfen und finden sie „sooooooooo süß!“ Die Jungen schubsen sich gegenseitig, als sie die Jacken aufhängen. Kurz danach sitzen wir wieder alle auf unseren Stühlen, an unseren Tischen, und langweilen uns zu Tode. So langsam, wie es nur geht, erledige ich meine Aufgaben. Ich soll Längenmaße umrechnen und ich mache eine Textaufgabe über einen Bauern mit fünfzehn Kühen. Drei sind trächtig und sieben schlachtreif, wie viele Kühe wird er diesen Sommer haben?

Und dann ist es schon wieder drei Uhr. Ich bin noch nicht wirklich weit gekommen. Ich springe auf, reiße meinen Rucksack vom Haken und sprinte als Erster zur Tür hinaus. In der Eile vergesse ich das Hinken.

Es gibt drei mögliche Wege. Ich nehme immer einen anderen, aber die Jungen sind so schnell. Manchmal schaffe ich es, rechtzeitig wegzukommen, aber meist nicht. Ich bin erst um zwei Ecken gegangen, als sie mich einholen. Ich höre ihre Schritte immer näher kommen. Sie greifen nach meinen Armen. Nehmen mir meinen Rucksack weg. Sie lachen. Heute sind sie zu viert. Sie werfen sich meine Brotdose zu. Ich stehe da, wie jeden Tag, und springe hoch, um sie zu fangen, wie an allen anderen Tagen, außer Samstag und Sonntag. Aber sie sind viel schneller und stärker. Es hat keinen Sinn. Das weiß ich ja schon. Ich wünsche mir Spiderman-Power, Spiderman-Muskeln, aber dieser

Wunsch ist noch nie in Erfüllung gegangen und auch heute bleibe ich ganz normal ich selbst. Je mehr ich mich anstrenge, desto mehr Spaß bereitet es ihnen. Manchmal denke ich, dass es für sie nur ein Spiel ist, wie Fangen auf dem Schulhof: lustig, sich Vincents Brotdose zuzuwerfen.

„Nun komm schon!“, ruft das Fohlen. „So schwierig ist das doch nicht.“

„Spring höher!“, ruft das Eichhörnchen.

„Ich kann nicht“, flüstere ich zurück.

Sie schmeißen meine Brotdose in den Abfalleimer. Jemand schubst mich, ich falle hin und dann sind sie weg.

„Steh auf“, lispelt der kleine Käfer.

„Du bist nicht schnell genug“, sagt das Fohlen.

„Ich weiß“, murmle ich. Ich bin auch von mir selbst enttäuscht.

„Du musst trainieren!“, ruft das Eichhörnchen.

Ich nicke, das mache ich ja schon seit Wochen.

Vorsichtig stehe ich auf und betaste meine Knie. Ein paar gemeine Schürfwunden. Eilig klopfe ich mir den Schmutz von der Kleidung. Dann kremple ich meine Ärmel hoch und stecke die Hand in den Abfalleimer. Mit den Fingerspitzen taste ich zwischen den leeren Plastiktüten, Pommesresten mit Mayo und abgenagten Äpfeln herum, bis ich meine Brotdose finde.

Ich stecke sie in meinen Rucksack und schlendere nach Hause. Die Tiere folgen mir auf den Fersen.





Eine Katastrophe tritt immer unerwartet ein

Als ich nach Hause komme, ist Charlotte schon da. Sie ist mein Kindermädchen. Natürlich bin ich dafür viel zu groß, aber meine Eltern wollen nicht, dass ich nach der Schule in eine leere Wohnung komme. Also ist Charlotte da. Sie sitzt auf dem Sofa, spielt mit ihrem Handy rum und lässt mich in Ruhe.

„Hey“, sagt sie.

Sie ist eine Art große Schwester, aber eben gegen Geld.

„Wie war’s?“, fragt sie.

„Ganz okay.“

„Komm mal her.“ Sie mustert mich von Kopf bis Fuß. Ihr Blick bleibt an meinen Knien hängen. „Nicht so schlimm“, beschließt sie und streichelt mir über die Haare.

Es ist schön, eine große Schwester zu haben, auch wenn sie dafür bezahlt wird, deine große Schwester zu sein.

„Ich muss noch Hausaufgaben machen“, sagt sie. „Was hast du heute vor?“

„Mein Survival-Kit überprüfen.“

Sie nickt.

Charlotte kennt all meine Geheimnisse. Sie ist der einzige Mensch auf der ganzen Welt, dem ich gezeigt habe, was in der Überlebensdose drin ist. Die Dose ist zehn Zentimeter lang, sieben Zentimeter breit und zwei Zentimeter hoch. Ich habe sie immer dabei, weil ich sie am Körper trage. Von einem alten Baumwolllaken habe ich einen Streifen abgerissen, doppelt gefaltet und an der Längsseite zugenäht. Da schiebe ich die Dose rein und binde mir das Laken wie einen weißen Gürtel um, unter dem Pulli.

Ein Survival-Kit enthält alles, was man zum Überleben braucht, wo immer man auch sein mag. Ich habe mein gesamtes Taschengeld für das Vervollständigen dieser Dose ausgegeben. Heimlich. Nicht, weil niemand es wissen darf, sondern weil manche Leute manche Sachen sehr seltsam finden. Meine Eltern zum Beispiel würden es nicht verstehen, wenn ich ihnen erzählen würde, dass ich mein Survival-Kit immer dabei habe. Sie würden mir lauter schwierige Fragen stellen, und wenn ich Pech hätte, würden sie mich sogar zum Psychologen schicken, um mit ihm zu reden, bis ich endlich normal geworden bin. Das haben sie schon mal gemacht, aber ich bin dadurch nicht normaler geworden. Ich glaube, das finden sie schade, also lasse ich sie möglichst oft glauben, dass ich normal bin, oder zumindest normal genug, um mich mitzunehmen, wenn sie jemanden besuchen.

Ich gehe nach oben. In meinem Zimmer ist sonst niemand, also kann ich dort ich selbst sein. Mein Kopf ist voller Geschichten und der Held bin immer ich. Ich kann fliegen, mit Tieren reden und lilafarbene

Superstrahlen aus meinen Fingern schießen lassen, die alles vernichten – ich bin dann sehr stark. Mein Lieblingsbuch liegt auch in meinem Zimmer: das Survival-Handbuch. Als ich es mit zehn Jahren zum ersten Mal las, wusste ich es sofort: Dieses Buch ist die mächtigste Waffe, die es gibt. Stark sein ist nämlich nicht das Einzige, was einen stark macht. Zu wissen, wie man eine Katastrophe überlebt, Nahrung findet und Fallen stellt, macht einen mächtig, ohne dass man stark sein muss. Und ich will mächtig sein, ohne stark zu sein, denn stark bin ich nicht.

Das Eichhörnchen sagt, ich müsse trainieren. In Wahrheit tue ich das schon seit Monaten. Jeden Tag mache ich neben meinem Bett dreißig Liegestütze. Morgens fünfzehn und abends vor dem Schlafengehen auch. Und ich übe, mich zu wehren. Mit der Taschenlampe in der Hand stehe ich in meinem Zimmer und brülle: „Was du sagst, bist du selbst!“ Und dann schlage ich meinen unsichtbaren Gegner mit meiner Taschenlampe zu Mus und ich rufe: „Da nimm schon! Friss! Rattabumm! Pang! Peng!“, wie sie es in Comics tun.

„Gut so, Vincent“, sagt das Fohlen grinsend.

So bereite ich mich auf die Klassenfahrt vor. Nicht, dass ich meinen würde, jemals stärker zu werden als meine Gegner, aber jedes bisschen hilft.

Und im Survival-Handbuch steht, wie wichtig es ist, fit zu sein. Schließlich kommt eine Katastrophe immer unerwartet. In meinem Leben gibt es jeden Tag eine Katastrophe, also ist das an sich nicht so unerwartet, aber ich weiß nie im Voraus, welche Art von Katastrophe und wie katastrophal sie sein wird. Also bin ich auf alles vorbereitet: Brand, Einsamkeit oder Überschwemmung. Auf Hunger, Gefangenschaft oder Verletzungen. Wenn der Strom ausfällt, weiß ich genau, was

zu tun ist. Wenn die Supermärkte kein Essen mehr haben oder die Deiche brechen, komm zu mir. Dann werde ich sagen, was wir zu tun haben und wo wir uns verstecken können.

Vielleicht kannst du dir nicht vorstellen, jemals im Dschungel oder in der Wüste, auf offener See oder in einem überfluteten Land überleben zu müssen, aber jeder, der mit dem Auto, Flugzeug oder Boot reist, kann von einer Katastrophe heimgesucht werden. Ja, sogar jemanden, der einfach zu Hause bleibt, können Umstände treffen, durch die er sein Haus tagelang nicht verlassen kann oder auf seinem Dach oder im Keller übernachten muss.

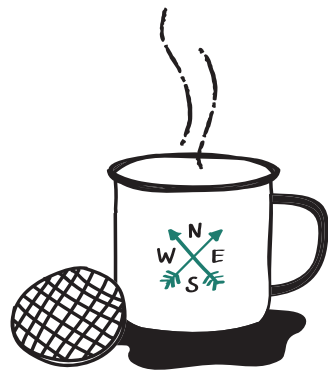
„Vincent?“

Es ist Charlotte. Sie bringt mir Tee und Kekse.

„Führst du wieder Selbstgespräche?“

Der kleine Käfer kichert. Ich merke, wie ich rot werde. Ja, ich führe Selbstgespräche, genau wie Menschen, die seit Jahren allein in der Wildnis leben. Oder Menschen ohne Freunde, wie ich.

„Nicht schlimm, Vincent“, sagt Charlotte. „Das mache ich auch ab und zu.“ Sie zwinkert mir zu und dreht sich um und ich schaue ihr erleichtert nach.





Das Survival-Kit

Ich knote den Gürtel auf, schiebe die Dose raus und setze mich damit auf den Teppich. Ganz vorsichtig packe ich den Inhalt aus. Das Schweizer Taschenmesser. Von außen ist es feuerrot. Ich klappe es auf und bewundere die silberne Schneide: glänzend und scharf. Würde ich mit dem Daumen ganz leicht über die dünne Klinge fahren, entstünde sofort ein Schnitt. Das weiß ich aus Erfahrung. Stolz schaue ich mir meine Streichhölzer an. Ich habe sie entzweigebrochen und wasserabweisend gemacht, indem ich die Köpfe in Kerzenwachs getaucht habe. Außerdem habe ich den Streifen Schmirgelpapier an der Seite der Streichholzschachtel abgerissen und zusammen mit den halben Streichhölzern in Plastikfolie aufgerollt (weil sie dann weniger Platz einnehmen). In der Dose befindet sich auch eine Kerze, deren Rundungen ich abgeflacht habe, um den Platz in der Dose möglichst gut zu nutzen. Ferner sind da auch noch drin: Schmerzmittel, Angelhaken, ein Feuerstein und eine Lupe, Nadeln und Faden (das Garn um die Nadeln gewickelt), ein Kompass, eine Drahtsäge, ein Betalight (so groß wie eine Münze, aber es spendet fünfzehn Jahre Licht, ohne Batterien),

Wasseraufbereitungstabletten, ein sechzig Zentimeter langer Draht für Fallen oder Schlingen und Pflaster aus dem Kulturbeutel meiner Mutter. Die leeren Stellen habe ich mit Watte ausgestopft (praktisch zum Feuermachen und um Haut um Wunden herum zu reinigen).

Ich nehme die Checkliste aus dem Survival-Handbuch und überprüfe alles. Die Medikamente sind noch nicht abgelaufen. Der Inhalt ist fast vollständig. Das Einzige, was ich noch brauche, ist ein Kondom.

Ja, lach nur. Es ist nicht so, wie du denkst. In einem Kondom kann man einen vollen Liter Wasser mitnehmen, wenn man ein Gebiet durchqueren muss und nicht weiß, ob es dort Wasser gibt. Dafür ist es.

Schnell nehme ich fünf Euro aus meinem Sparschwein. Das muss reichen. Es ist mein letztes Geld. Den Rest habe ich für den Inhalt der Dose ausgegeben.

Ich finde es schrecklich, Kondome kaufen zu müssen, darum habe ich es so lange aufgeschoben. Bestimmt lacht die Verkäuferin und starrt mich total lange an, und dann muss ich zurückstarren und so tun, als wäre es die normalste Sache der Welt.

Ich renne nach unten. Charlotte macht ihre Hausaufgaben am Küchentisch.

„Noch einen Keks?“, fragt sie.

Ich schüttele den Kopf. „Ich bin mal kurz weg.“

„Wohin?“, fragt sie.

Ich räuspere mich. „Kondome kaufen.“

Sie runzelt die Stirn. Schnell erkläre ich ihr, wozu ich sie brauche. Sie nickt.

Charlotte findet nichts seltsam.

„Bis gleich“, sagt sie.

Ich schlüpfte in meine Jacke und renne auf die Straße zur Drogerie um die Ecke.

Ich suche die Kondome in den Regalen, aber da liegen sie nicht. Dort, neben der Kasse, da sind sie! Ich werde also danach fragen müssen. Lieber hätte ich mir ein Päckchen genommen und, ohne was zu sagen, auf die Ladentheke gelegt. Was jetzt? Ich kann auch einfach wieder nach Hause gehen. Nein, ich brauche sie unbedingt. Also stelle ich mich an.

Gerade als ich an der Reihe bin, sehe ich Dilans Mutter mit ihren hochgeföhnten Haaren hinter mir stehen. Mit rosaroten Lippen lächelt sie mich an. Ich finde sie gruselig. Ihr Geruch erinnert mich an etwas. Sie riecht nach Bier. Verkrampft grinse ich zurück. Warum muss sie ausgerechnet jetzt hier sein? Schnell nehme ich eine Rolle Pfefferminz aus dem Regal und bezahle. Jetzt habe ich nur noch vier Euro und zwanzig Cent.

Ich warte um die Ecke, bis ich sie aus dem Laden kommen sehe. Sie trägt eine Riesenpackung Klopapier unter dem Arm. Klopapier, mit dem Dilan sich den Hintern abwischt. Ich schüttele mich.

Als sie außer Sichtweite ist, gehe ich wieder rein. Es gibt keine Schlange mehr.

Hinter der Kasse stehen zwei Verkäuferinnen in blauen Kitteln, eine dünne und eine dicke. Ich sage: „Ich hätte gern eine Packung Kondome.“

Das Fohlen wiehert nervös.

Die Mädchen starren mich an, ihre Münder öffnen und schließen sich wie bei einem Fisch auf dem Trockenen und sie glotzen mich aus weit aufgespernten Fischaugen an. Zum Glück ersticken sie nicht vor Staunen. Sie sehen mich an, als wäre ich eine Garnele, die einen Hecht

schnappen will, eine Kaulquappe auf Walfischjagd. Plötzlich schauen sie sich an und fangen an zu lachen. Sie kriegen sich gar nicht mehr ein.

Ich will rufen: Es ist nicht, wofür ihr denkt, aber sie hören mich nicht, weil sie so laut gröhlen. Meine Stimme quietscht. Ich klinge wie eine Babymaus. Aber ich schaue sie immer noch wütend an, also hören sie schließlich auf.

„Also?“, frage ich.

„Sollst du die für deine Eltern besorgen?“, fragt die Dünne.

„Das geht Sie nichts an“, sage ich. „Bekomme ich sie nun?“

„Nein. Dafür bist du viel zu klein“, sagt die Dicke.

Ich bleibe noch eine Weile stehen. Vielleicht ändern sie ihre Meinung ja, ein Kunde ist schließlich ein Kunde, aber sie bedienen über meinen Kopf hinweg jemand anderen. Enttäuscht ziehe ich ab.

Das Eichhörnchen kichert.

Als ich in die Wohnung zurückkomme, macht Charlotte immer noch Hausaufgaben. Ich erzähle ihr, was passiert ist. Sie lacht laut.

„Ich hol sie dir.“ Sie klappt ihren Laptop zu und steht auf.

Kaum zehn Minuten später ist sie wieder da, mit drei Kondomen in einer kleinen quadratischen Schachtel.

„Ein Euro vierzig“, sagt sie und gibt mir mein Wechselgeld.

In meinem Zimmer nehme ich zwei aus der Schachtel und packe meine Dose ein paarmal ein und aus, um alles reinzubekommen.

„Oh ...“, seufzt der kleine Käfer. „Wie schön!“

Als alles an der richtigen Stelle liegt, klappe ich die Dose zufrieden zu. Dann klebe ich den Deckel mit wasserfestem Klebeband ab, damit der Inhalt nicht nass werden kann.